



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geschichte Julius Cäsars von Napoleon.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Geschichte Julius Cäsars von Napoleon.

Gesezt, ein Deutscher, welcher der historischen Literatur nicht fremd ist, läse das Werk, ohne den Namen des Verfassers zu kennen — vielleicht in einem Exemplar der deutschen Ausgabe, welchem die Vorrede abgelöst wäre, — er würde als wohlwollender Mann dies merkwürdige Buch etwa so beurtheilen: Es ist die Arbeit eines fleißigen Dilettanten, der über die Methode geschichtlicher Forschung, über den Werth der einzelnen Quellen und die wissenschaftliche Tüchtigkeit seiner Vorgänger nicht genügend unterrichtet ist. Der Verfasser hat emsig und viel für sein Buch gelesen, aber er wählt mit großer Willkür aus den Quellen und den Arbeiten anderer, was dem Bilde grade dient, das er sich zu schnell von den Sachen und dem Charakter seines Helden construiert hat. Deshalb hat da, wo er Geschichte erzählt, sein Bericht viel Unrichtiges, wo er Menschen schildert, viel Unklares. Er ist dem bei Biographen häufigen Fehler verfallen, seinen Helden so zu bewundern, daß er darüber die eigene Unbefangtheit verloren hat und in Gefahr kommt, mehr Lobredner als Geschichtsschreiber zu sein. Manche Stellen seiner Arbeit erweisen ein, wenn auch oberflächliches Verständniß des römischen Staatslebens. Wie er den allmäligen Verfall der Republik, ihre Alterschwäche und die Verdorbenheit des Staates vor Cäsar auffaßt, er allerdings nicht als der erste, das zeigt einen Blick für fremdartige Verhältnisse, die kurze Schilderung römischer Zustände bei Sullas Tod ist das Beste im Buche. Aber in der Beurtheilung der Menschen- natur erweist er da, wo sein Urtheil nicht offenbar aus dem seiner Vorgänger abgeleitet ist, einen Mangel an Tieffinn und Scharfsinn und ein Bestreben, mit banaler Phrase die Geheimnisse eines Menschenherzens zu überkleiden, daß man ihn für einen nicht scharfsichtigen, nicht fein empfindenden, nicht weitblickenden, etwas philiströsen und etwas pedantischen Mann der Schreibstube halten muß, der eine übergroße Bewunderung vor jeder Willensstärke und allen großen Conaten hat, denen sein eigenes Leben so fern als möglich steht, und der eben deshalb sich in eine Verehrung des Cäsarismus hineinphantasirt hat, der etwas

Gemachtes und Unwahres anhängt. Er sieht nach dieser Seite aus, wie ein recht harmloser Mann der Schreibstube, dem zum deutschen Gelehrten allerdings die philologische und historische Bildung fehlt. Summa, es ist kein Buch, welches geistvoll anregt, oder durch sichere Gründlichkeit befriedigt, es ist ein wenig zu breit angelegt, ohne hervorragendes Talent der Schilderung, es hat in der Regel den belehrenden Ton, die mürrische und seichte Moral einer gewöhnlichen Jugendschrift, und erhebt doch wieder den Anspruch, ein Werk mit selbständiger Forschung zu sein.

Dies Urtheil, welches sich nur aus dem Werke selbst ableitete, wäre nicht unwahr, und doch würde es nach keiner Richtung die volle Wahrheit enthalten; es würde in einigen Punkten unbillig sein, in anderen gar nicht hervorheben, was am meisten an dem neuen Biographen Cäsars befremdet.

Grade dies Buch beweist in ausgezeichnete Weise, wie wenig ein Urtheil über ein geschriebenes Werk möglich ist, wenn man nicht das ganze Leben des Verfassers, so weit es der Oeffentlichkeit angehört, in das Urtheil hineinzieht. Wären die Gedichte „Maas für Maas“ und „Wie es euch gefällt“ nicht von Shakespeare geschrieben, sie würden heut nur von wenigen Litterarhistorikern beachtet sein. Die „Stella“ Goethes, der „Fiesko“ Schillers wären als unschöne Dichterwerke vergessen, wenn wir nicht auch in ihnen die Seelen der großen Dichter mit warmem Interesse zu erkennen gelernt hätten. Wäre auf der andern Seite die preussische Geschichte des Herrn von Ranke durch einen sonst unbekanntem Mann verfaßt, wir würden sie als die flüchtige Leistung eines immerhin beachtungswerthen Talentes gelten lassen, während sie jetzt als eine Arbeit verurtheilt wird, in welcher die Schwächen des bedeutenden Historikers sich am auffälligsten zeigen. Werth und Unwerth der einzelnen Leistungen wird gesteigert durch die Bedeutung, welche der Verfasser auf das Leben seiner Zeit und späterer Geschlechter ausübt. Ist sein Wesen ein wohlthuendes Moment unserer Bildung geworden, so tragen wir die Liebe und Verehrung, welche wir ihm schulden, mit Recht auch auf solche Leistungen über, in denen wir eine edle Kraft nur unvollkommen wiederfinden, haben wir uns gegen gemeinschädliche Richtungen seines Lebens zu wehren, so fällt der Vorwurf, mit welchem wir seine Seele betrachten, schwer auf jede einzelne Leistung derselben, in welcher wir das Mangelhafte seiner Organisation besonders lebhaft empfinden. Ohne diese Art von Liebe und Haß ist keine wahrhafte Kritik möglich.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, jetzt Kaiser von Frankreich, hat das Schicksal gehabt, seit seiner Jugend das Gemüth der Mitlebenden zu beschäftigen, Millionen haben bereits ihre Stellung zu seinem Leben genommen. Er muß sich gefallen lassen, daß ihre Auffassung seiner eigenen geschichtlichen Persönlichkeit auch das Urtheil über sein Werk beeinflusst. Allerdings nicht das Urtheil über den Werth, welchen seine Untersuchungen vielleicht für die

Wissenschaft haben, hier darf Abneigung nicht beeinträchtigen und Zuneigung nicht übertreiben; aber die ganze Tendenz des Werkes, sein eigener Geist, soweit er daraus sichtbar wird, soll von uns gar nicht mit der Unbefangenheit beurtheilt werden, die wir mühelos einem unbekanntem Verfasser zutheilen.

Daß ein Fürst in so hervorragender Stellung ernsthaft an Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe geht, ist in der neuen Geschichte nicht unerhört, aber die Wissenschaft hatte in diesem Falle besonderen Grund, von solcher Thätigkeit Gutes zu erwarten. Denn es war bekannt, daß der Kaiser die Sache eifrig anfaßte, und sehr wohl begriff, was er zu leisten vorzugeweiße befähigt war. Viele Stellen in der Lebensgeschichte Cäsars machten Forschungen wünschenswerth, wie sie nur ein mächtiger Wille ausführen konnte. Die umfassenden Vorarbeiten des Kaisers haben eine Anzahl Entdeckungen veranlaßt, die Schlachtfelder sind bereist und entdeckt, die Lage alter Städte, die Befestigungen von Alesia, celtische Waffen und Alterthümer sind ermittelt und verzeichnet, und es ist nicht zu zweifeln, daß das Werk da, wo die Kriege Cäsars geschildert werden, vieles Neue und manches Bedeutende zu Tage bringen, und daß es für die Geschichtschreiber nach dieser Hinsicht auch als Quelle dauernden Werth behalten wird.

Aber der Verfasser hat nicht gut gethan, den Plan des Werkes so breit anzulegen; hätte er sich begnügt, die militärische Thätigkeit Cäsars in den Vordergrund zu stellen, so würde er die Mißstände zum größten Theil vermieden haben, er konnte mehr Gründlichkeit als sein Oheim und bessere Sachkenntniß erweisen, und die Anerkennung seiner Leistungen konnte freudiger sein. Jetzt aber füllt die größere Hälfte des ersten Bandes eine Geschichte des römischen Staates, von den ersten Anfängen bis auf Cäsar. Dergleichen genügend zu schreiben ist nach der vierzigjährigen Arbeit deutscher Gelehrten nur möglich, wenn man die zahlreichen Detailuntersuchungen selbst nachgearbeitet hat, und wenn man größeren, wissenschaftlich geschulten Scharfsinn für die Aufgabe mitbringt, als dem Kaiser zu Gebot steht. Daß er nicht vermieden hat, was für ihn zu schwer war, erklärt sich allerdings schon aus der Einleitung und aus dem tendenziösen Bestreben, eine Apologie des Cäsarismus zu schreiben. Cäsar, der die Landschaften Frankreichs zuerst in das antike Staatsleben hineinzog, Karl der Große, den auch der Verfasser für den Gründer der französischen Monarchie hält, Napoleon, der den modernen Kaiserstaat Frankreich schuf, alle drei nach seiner Auffassung Wohltäter Frankreichs und Umbildner der politischen Welt, waren seine Vorgänger. Wie Octavian der Erbe Cäsars wurde, so möchte der Verfasser das neue Kaiserreich als Resultat und Abschluß einer zweitausendjährigen geschichtlichen Entwicklung darstellen. Wenn er den Eroberer Galliens feiert, so empfindet er zu gleicher Zeit die eigene, innige Verbindung mit dem Geiste Cäsars, welcher

der erste Begründer seiner eigenen Macht und Herrschaft war. Von solchem Gesichtspunkt wird ihm auch der Cäsar der Bürgerkriege, der Umbildner der Republik, der demokratische Selbstherrscher fast in jeder Beziehung seines politischen Lebens ein bedeutsames Vorbild des eigenen Lebens, und Kaiser Napoleon mag wohl in dem Glauben stehn, daß er durch eine Apologie Cäsars sein eigenes Thun und die Principien seiner Herrschaft vertheidigt.

Wohl, wir erwarteten von dem Kaiser eine Vertheidigung des Cäsarismus, wir erwarteten, wie gering die Aehnlichkeit zwischen seinem Leben und dem seines Helden sein mag, und wie verschieden die politische Berechtigung des beiderseitigen Erfolges, doch eine interessante und fesselnde Apologie, scharfen Einblick in die geheimen Motive der Handelnden, ein festes Urtheil über gewagte Thaten, eine warme Vertheidigung der hohen Tendenzen, welche einen kühnen Geist zum Brecher bestehenden Rechts machen und deren segensreiche Anwendung, wie man sagt, vergossenes Bürgerblut zu sühnen vermag. Man durfte ihm zutrauen, daß er in seinem eigenen Leben die Schauer und Gewissenskämpfe kennen gelernt, welche einem ungeheuren Wagniß vorangehn, daß er die Bitterkeit tief empfunden habe, ein hohes Ziel auf Schleichwegen, durch Intriguen, Verrath, Corruption und unwürdige Genossen zu erreichen, daß er selbst in schweren Stunden Trost und Festigkeit in der Ueberzeugung gesucht, wie der Endzweck eines großen Ehrgeizigen mit dem Glück von Millionen zusammenfalle. Man durfte annehmen, daß er selbst erfahren, wie dämonisch der ehrgeizige Wunsch in der Seele eines Mannes arbeitet, und wie er zum Fanatismus werden kann, der den Menschen aus Gefahren und Niederlagen immer wieder erhebt, und der auch ein reizbares Nervenleben unempfindlich macht gegen Unthaten und Ströme von Menschenblut. Sicher hatte sein eigenes Leben ihm auch Gelegenheit gegeben, anderen begehrliehen und leidenschaftlichen Naturen ins Herz zu sehn, er hat in den Wechselfällen früherer Jahre mehr als einen Wagehals kennen gelernt, der dem Catilina so ähnlich war, als moderne Laster den antiken sind, es fehlt wohl auch in seiner Nähe nicht an Gestalten, die mit dem Cicero, und nicht ganz an solchen, welche mit dem doctrinären Cato Aehnlichkeit haben.

Wenn der Verfasser bei Schilderung seines Helden und der Gegner desselben nach dieser Richtung Menschenkenntniß erwies und einen festen Sinn, sein Werk hätte doch viele Gegner gefunden und nicht die Schlechtesten seiner Zeit hätten darunter gestanden, aber es wäre ein lehrreiches und vielleicht ein bedeutendes Buch für alle Zeiten geworden, und die Erdenstellung des Verfassers hätte dem Werke einen Platz neben den Commentaren Cäsars und dem Fürsten des Machiavell gesichert.

Aber sehr befremdlich ist, daß man von solcher Energie der leitenden Ideen, von Kunde des Menschenherzens, von einer Kritik über politische Thaten

und ihre Motive wenig in dem Buche findet. Fast überall, wo wir ein eigenes, originelles Urtheil erwarten, rauscht mißtönend das welke Laub der Phrasen, grade da ist das Seichte, Unklare und Banale in der Auffassung peinlich.

An einem Beispiel soll das gezeigt werden. Kein Moment der römischen Geschichte ist dazu besser geeignet als die Verschwörung des Catilina. Wir sind darüber genauer unterrichtet, als über die meisten andern Trauerscenen der untergehenden Republik. Die Reden und Briefe des Cicero und die kleine Monographie des Sallust nebst den ergänzenden Nachrichten späterer Schriftsteller gestatten uns einen Einblick auch in Einzelheiten und geben eine so genaue Schilderung des dramatischen Verlaufes, wie aus Begebenheiten der nächstvergangenen Jahrhunderte nur etwa gute Memoiren oder die Gesandtschaftsberichte der Venetianer und Niederländer.

Die beiden Hauptschriftsteller waren Zeitgenossen, Cicero, selbst Kenner des Kampfes und der thätigste Gegner des Catilina, Sallust, zwar damals noch ein junger Mann, aber wahrscheinlich schon in den Straßen Roms heimisch und wohl bekannt mit Antlitz und Geberde und dem Ruf römischer Politiker.*)

Es ist wahr, Sallust schrieb als Parteigänger Cäsars, das vermögen wir noch in manchen Stellen seiner Schrift zu erkennen, aber fast nur daraus, daß er Einzelnes verschweigt, was er sehr gut wußte. Bei allem, was er sagt, zumieist aber bei seinem Urtheil über Charaktere und Ereignisse, welche in der Oeffentlichkeit oder im Senat vor sich gingen, ist er — von Gedächtnißfehlern abgesehen — ein höchst zuverlässiger Gewährsmann. Nicht weil sein glänzendes Talent durch einen Charakter geadelt war, der besondere Hochachtung beansprucht, sondern weil er unter dem Zwange einer Macht schrieb, die auch einem Parteisüchtigen und leidenschaftlich Hassenden, was er nicht war, fast unübersteigliche Grenzen setzte, unter dem Zwange der öffentlichen Meinung einer großen Stadt, der damals nicht zu widersprechen war, wenn der Schreiber sich nicht völlig discreditiren wollte. Denn es hat bis auf die neue Zeit kaum eine andere Periode der Weltgeschichte gegeben, wo das Urtheil der Zeitgenossen über die handelnden Politiker so sicher und gemeingiltig war, als in dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. Noch unsere schreibselige Zeit ist in ihrer Auffassung der lebenden Fürsten und ihrer Staatsmänner weit unsicherer als die öffentliche Meinung des alten Roms vor der Kaiserzeit. Der Sohn aus einem Hause der Nobilität wuchs heran unter den Augen einer

*) Sallust war im Jahr 691, als die Verschwörung zum Ausbruch kam, 23 Jahre alt. Sie war der große Eindruck seiner Jugend, der ihn wohl von der Lectüre des Thucydides in die Irrwege der Politik trieb. Er muß gute Verbindungen gehabt haben; denn er war etwa acht Jahre später Quästor, im Jahr 701 Tribun und ein rühriger Intriguant der Volkspartei.

müßigen, schaulustigen, scharfblickenden Stadtbevölkerung. Von dem Tage, wo er die Kinderstube verließ, lebte er in der Deffentlichkeit, vom Morgen bis zum Abend begleitet durch sein Gefolge von Klienten und Schülzlingen. Er hielt seine Gerichtsreden vor dem Volke; wie er ausfah, wie er sprach, wie er die Hand in die Toga hüllte, wie er die Vorwürfe seiner Gegner aufnahm, wie er sich bei kleinen Ereignissen der Straße benahm, beobachteten spähend tausend Neugierige. Sobald er vollends in den Senat eintrat, wurde er ein Gegenstand des Interesses für die gesammten Staatsmänner und Talente seiner Zeit, seine Parteistellung, seine Haltung in einzelnen Fragen, seine Popularität, seine Freunde, seine Liebhabereien, seine Abenteuer, das alles wurde Stoff der Tagesunterhaltung auf dem Forum, in der Halle der Senatoren, in den zahlreichen Salons der vornehmen Frauen, welche Politik fast ebenso leidenschaftlich betrieben als ihre Liebesangelegenheiten. Bei einem so entwickelten öffentlichen Leben, dem wir Modernen nirgend etwas Aehnliches zu vergleichen finden, bildete sich ein instinctiver Scharfblick für Beurtheilung der Menschen, der das am meisten Charakteristische und uns am meisten Imponirende in der römischen Literatur jener Zeit ist. Aus den zahllosen Anekdoten, Scandalgeschichten, Verläumdungen und Wigreden blieb als Niederschlag in den Seelen ein Portraitbild der Zeitgenossen zurück, allerdings ohne die hohen und idealen Züge, deren kein Bild entbehren kann, wenn es völlig ähnlich sein soll, aber ein Portraitbild von fast photographischer Genauigkeit. Und nicht nur dies eigenthümliche Leben in der Deffentlichkeit zog die Römer zu so guten Beobachtern ihrer Zeitgenossen, auch die gesammte Bildung und die politischen Schicksale des Staates steigerten die Unbefangenheit des Urtheils. Die Politiker des damaligen Roms bildeten die herrschende Classe, die Familien derselben waren durch Heirathen, Adoptionen und vor allem durch gemeinsame Interessen mit einander verbunden; die Wege reich zu werden, das Volk zu gewinnen, die Gegner zu stürzen, waren durch mehrhundertjährige Praxis für alle festgestellt worden. Wie heftig die Parteien im Senat und auf dem Forum zusammenstießen, in den Häusern blieb doch in der Regel ein geselliger Zusammenhang oder das Gefühl der Zusammengehörigkeit. In Zeiten gewaltsamer politischer Abrechnung ließ der Gegner die Gegner ohne Bedenken hinmezeln, aber die Lebenden verkehrten mit einander in den Formen einer reichen und rücksichtsvollen Geselligkeit. Die Parteien waren nach einander zur Herrschaft gekommen, Marianer und Sullaner hatten geplündert und das Blut ihrer Feinde vergossen, kaum eine regierende Familie, deren Mitglieder nicht Arges gethan und Arges geduldet hatten. Die Verfolgungen und Mezeleien waren übergroß und scheußlich geworden, seitdem nahm die politische Leidenschaft ab. Die gemeinsten Motive, Habgier, persönliche Rachsucht standen im Vordergrund, man haßte die Gegenpartei, weil sie im Besitz der Gewalt war, die ihren Raub sicherte und weil

man selbst ihre Provinzen und Güter begehrte; das Wohl des Volkes, die Größe der Republik, waren abgenutzte Phrasen, an welche nur noch Einzelne glaubten. Die Familienbande waren gelockert, die Parteitreue selten, es konnte rathsam sein, sich morgen mit dem Gegner von heut zu verbinden, oder morgen seine Stimme zu geben, damit der Parteigenosse von heut auf eine entlegene Insel verbannt werde.

Aber um alle Freuschte der Strom eines üppigen, vergnügungsfüchtigen Lebens. Unter Festlichkeiten, öffentlichen Spielen und Trinkgelagen wipelte, lachte und amüfirte man sich. Die bei demselben Gastmahl nebeneinander lagen und einander über die Schulter Scherzreden zuriefen und mit einander um die Becherzahl würfelten, wußten, daß sie vielleicht einmal darauf denken würden, einander die Kehle abzuschneiden oder dem Gastgeber sein Haus, sammt Mischkrug und goldenem Becherlein wegzunehmen. Der Gönner, durch welchen man sich in die Höhe brachte, konnte in naher Zukunft ein gefährlicher Gegner sein, es war zweifelhaft, ob man nach Jahr und Tag ihm beim Morgengrau in seinem Atrium aufwarten oder auf der Straße bewaffnete Banden gegen ihn ausfenden würde. Bis dahin lachte man mit ihm über die Epigramme des jungen Catull und rühmte die Feigenmast seiner Krammetsvögel und Gänselebern. Auch solche Zeit der Unsicherheit, voll verwegener Pläne und raffinirten Genusses trägt dazu bei, dem Urtheil über Andere eine kühle Objectivität und eine für unsere Empfindung unheimliche Bonhommie zu geben, dem Urtheil über hervorragende Personen etwas Festes, Typisches, wogegen wir uns nur in wenigen Fällen zu wehren haben. Noch in der Kaiserzeit ist lange dieselbe virtuose Ausbildung der öffentlichen Meinung auffallend. Noch lange blieb der Senat und das Forum die große Schule für Menschenkenntniß und scharfe Beobachtung, noch lange erfreut uns die Klarheit, Objectivität und Sicherheit in Würdigung der Charaktere, und noch bei Tacitus empfindet man, daß die kurzen Striche, mit denen er charakterisirt, die immer den Kern des Wesens in wenig Worten erfassen, nicht von ihm allein gefunden, sondern durch die lebhafteste Theilnahme einer großen, geistigen Aristokratie festgestellt sind. Von da gehn freilich der Geschichtschreibung diese Vorzüge verloren.

Unter allen Gestalten jener scharfsichtigen Periode ist keine einstimmiger von den Zeitgenossen verurtheilt worden als Catilina. Volkspartei und Senatspartei geben genau dasselbe Bild; so groß war der Abscheu, daß die Sergier noch unpopulär waren, als das Kaisergeschlecht der Julier und Claudier die Missethaten der Republik durch die größeren Missethaten des Kaiserreiches fast zu Tugenden erhoben hatte. Noch Plutarch, dessen wohlwollendes Herz und milder Sinn zuweilen die Stumpfsheit seiner Auffassung vergessen machen, nennt den Catilina unter den drei gemeinschädlichsten Menschen, welche er in der ganzen Vergangenheit zu finden weiß.

Lucius Sergius Catilina stammte von einem der ältesten Herrengeschlechter des römischen Bodens. Die Gens der Sergier gehörte, wie die Fabier, Aemilier, Cornelier zu dem Kern der alten Lateiner. Nach ihr war in vorgeschichtlicher Zeit ein Gau der römischen Landschaft genannt und eine der besten Olivenarten, welche die benachbarten Sabiner die Königsolive nannten, bewahrte den Namen des Geschlechts seit den ersten Jahrhunderten, in welchen die Feldherrn und Consuln des jungen Roms noch selbst ihre Keltern und Delpressen beaufsichtigten. Unter den Patricierhäusern des blühenden Roms zählten sie zu den Vornehmsten der Vornehmen; denn sie rühmten sich troischer Abkunft und daß ihr Ahnherr Sergestus als Gefährte des Aeneas im schwarzen Meeresschiff aus Ilium zum Tiberstrand gerudert war. Ein Haus dieses alten Geschlechtes hatte im vierten Jahrhundert der Stadt die höchsten Staatsämter bekleidet und wacker in den Bejenterkriegen gefochten, seine Söhne waren Decemvirn, Consuln, Kriegstribunen gewesen und hatten den ehrenvollen Beinamen: Sieger von Fidenä (Fidenates) geführt. Aber das war lange her, das Geschlecht war allmählig heruntergekommen, lange Zeit war in den Verzeichnissen der höchsten Staatsbeamten kein Sergier verzeichnet worden. Endlich hatte im zweiten punischen Kriege ein anderes Haus des Geschlechtes: „die Stülpnasen“ (Sili) einen Krieger gestellt, der unter den vielen Tapfern jener harten Zeit einer der Tapfersten war. Marcus Sergius zog als armer Mann in den Krieg, nur von einem Sklaven begleitet, er verlor in seiner zweiten Campagne die rechte Hand, erhielt in zwei Feldzügen 23 Wunden, wurde zweimal von Hannibal gefangen, zwanzig Monate mit Kette oder Strick an seinen schwachen Füßen in feindlichem Verwahrsam gehalten, entfloß zweimal aus der Gefangenschaft. Kein Glied war noch kräftig, und doch diente er weiter, mit der linken Hand kämpfte er noch in vier Schlachten, zweimal wurde ihm das Pferd unter dem Leib erstochen, mit der eisernen Hand, die er sich machen ließ, befreite er als Unterführer das belagerte Cremona, schützte Placentia, eroberte in Gallien zwölfmal das Lager der Feinde. Als er nach dem Kriege zum Prätor gewählt war und ihn seine Collegen als einen hinfälligen Mann beim Antritt des Amtes von den heiligen Handlungen und dadurch von der Geschäftsführung ausschließen wollten, berief er sich in einer Rede auf das Volk und zählte darin beweglich seine Thaten und Leiden auf. Seine Nachkommen erreichten nicht seinen Ruf, wieder kam seine Familie herab. Aber ein Sergier von anderer Art beschäftigte zwei Generationen später die Feinschmecker Roms. Dieser führte den Beinamen Goldfisch (Orata), weil er künstliche Fischzucht getrieben und zuerst Austern gemästet hatte und durch den Verkauf derselben steinreich geworden war.*)

*) Ob Orata aus patricischem Blut, oder von Freigelassenen des Geschlechts stammte, ist

Lucius Catilina, der Urenkel jenes tapfern Marcus, besaß zwar noch ein Haus in der aristokratischen Stadtgegend auf dem Palatin, aber seine Vermögensverhältnisse waren tief zerrüttet, sein Leben durch eine gefeszlose Jugend und alle Gräuel der Bürgerkriege besetzt. Er war einer der wildesten Bluthunde des Sulla gewesen; unter den Mördern hatte er sich durch seine Raubgier und scheußliche Grausamkeit hervorgethan. Er mordete seinen eigenen Bruder, der gar nicht geächtet war, und ließ ihn durch Sulla nachträglich ächten, er mordete den Gemahl seiner Schwester, den greisen Cäcilius, er mordete die Ritter Titinius, Nannius, Tantastus, Volumnius, er ließ den M. Marius Gratidianus, einen angesehenen und dem Volk werthen Mann, auf das Grab des Catulus schleppen, welchen früher die Marianer ermordet hatten, dort ließ er ihm die Augen ausstechen, die Ohren abschneiden, die Glieder einzeln zerschmettern und abhauen, zur Sühne für die Manen des Catulus. Das mußte die ganze Stadt, wahrscheinlich trug er seitdem den Beinamen Catilina.*) Dann diente er im Heer und soll sich als tapferer Mann gehalten haben. Er wurde Prätor und erhielt nach seinem Amtsjahr die Provinz Afrika; noch war er nicht heimgekehrt, als schon eine Gesandtschaft aus der Provinz beim Senat über seine Erpressungen klagte. Auch in dieser Zeit einer immerhin größeren Gefezlichkeit trieb er es arg. Er kam in Untersuchung wegen Incest mit der Vestalin Fabia, auf ihm lastete der Verdacht, seinen eigenen erwachsenen Sohn erdrosselt zu haben, um eine elegante aber liederliche Dame zu heirathen. Wenn er durch die Straßen ging, mit blutlosem Antlig, in dem Auge den bösen Blick, mit ungleichem Schritt, bald hastig bald schleichend, las das Volk in Miene und Geberde den Wahnsinn eines gottverdammten Verbrechers. Troß Raub und Erpressungen blieben seine Vermögensverhältnisse in wüster Unordnung. Man hielt dafür, daß ihm kein Verbrechen zu schwarz war, wenn er darauf ausging seine Leidenschaften zu befriedigen, und daß es keine Ausschweifung gab, der er nicht fröhnte. Aber derselbe Mann hatte einen eisernen, fast unzerstörbaren Körper, er vermochte, wenn es Noth that, Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen wie kein Anderer, sein Geist war verschlagen, waghalsig, hinterhältig, voll wilder Pläne, nach dem Höchsten begierig; wie er keine Scrupel kannte, so kannte er auch keine Furcht, sein Troß erhob sich nur um so

allerdings nicht überliefert, wiewohl er und seine Proceffe mehrfach erwähnt werden. Aber die Weise, in welcher sein jüngerer Zeitgenosse Varro und nach diesem Columella und Plinius seinen Fischnamen vor dem entsprechenden des Licinius Murana erwähnen, beweist, daß er ein vornehmer Mann, kein Emporkömmling war. Plebejische Sergier von irgendwelcher Bedeutung kennen wir aus dieser Zeit nicht.

*) Der Beiname Catilina, welchen der Verschwörer trug, bedeutet Hundefleisch. Die catulina war alterthümliches Opferfleisch für die Sacra einiger unheimlichen Nachtgöttinnen und Laren. Die Wiktinge des Forums dachten bei diesem Namen sicher auch an das anklingende Wort catillo, Napflecker.

unbändiger, je mehr ihn die Gefahr umdrängte. Er war kein schlechter Redner, im Umgange von einer sinnbethörenden Gewalt über Schwächere, zumal über Jüngere, er wußte ihren Fehlern und Leidenschaften zu schmeicheln und unterrichtete sie mit dämonischer Kunst in den eleganten Lastern. Er schaffte ihnen Mädchen, Jagdhunde und Rennpferde, leitete sie an ihr Geld zu vergeuden, dann sich durch falsches Zeugniß und falsche Unterschrift Geld zu schaffen; er lehrte sie gegebenes Wort, eigenes und fremdes Gut gering zu achten und die Gefahr eines verdammdenden Richterspruches zu verlachen, zuletzt ihren Gegnern nachzustellen und sie geheim bei Seite zu schaffen. Wer von jungen Männern in seine Gesellschaft kam, der galt in einer Zeit, wo der vornehmen Jugend vieles Schlechte nachgesehen wurde, für unrettbar verloren. Ihn umgab ein Schwarm von verarmten Mördern, von Lüstlingen und hoffnungslosen Verbrechern. Er that und lehrte das Böse wie aus Freude daran, um Abwechslung in das träge Einerlei der Zeit zu bringen.

Bei alledem war er kein Politiker, kein kluger Mann. Wild und ausschweifend war seine Phantasie, unstätt seine Gedanken, unbesonnen bei aller Verstellung sein Thun. Er war unberechenbar und gefährlich als Verbündeter und als Gegner. Vier Jahre conspirirte er und immer ward er im Anlauf zurückgeworfen, jede Niederlage machte ihn toller und furiöser. Wie fascinirend sein Wesen auf Unerfahrene wirkte, in der Heuchelei und Lüge, in Plänen und immer neuen Anschlägen war kein anderes stetiges Ziel als die Befriedigung seiner phantastischen Wallungen; nicht großer Ehrgeiz hob, ihn stachelte die rohste Selbstsucht. Echt und dauerhaft war nur Eines in ihm, der trozige Muth und die Todesverachtung, das Erbe seines Ahnherren; aber es war mehr der Muth eines Gladiators, als eines Feldherrn.

So etwa schildert die unheimliche Gestalt Sallust, und dasselbe Urtheil klingt mit seltener Einstimmigkeit aus anderen Berichten der Zeitgenossen und der folgenden Generation. Wenige Charaktere giebt es, deren Umrisse in der Hauptsache so zweifellos sind, als die des bösen Mannes.

Wie aber erklärt der Biograph Cäsars das Wesen des Catilina? Es sei erlaubt, seine Worte anzuführen.

„Zu jeglicher Gewaltthat bereit, träumte Catilina inmitten seiner Orgien vom Sturz der Oligarchie, doch darf man zweifeln, daß er alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen beabsichtigte, wie Cicero behauptet und die meisten Geschichtschreiber ihm nacherzählt haben. Von hoher Geburt, im Jahre 677 (das Jahr ist unsicher) Quästor, hatte er sich in Macedonien im Heere des Curio ausgezeichnet (wir wissen nicht sicher, wo er diente); im Jahre 686 war er Prätor gewesen und im folgenden Jahre Statthalter in Afrika. Man warf ihm vor, er habe sich in seiner Jugend an den Morden des Sulla betheiliget, mit den übelberüchtigsten Leuten Gemeinschaft gehabt und sich der Blutschande

und anderer Verbrechen schuldig gemacht; man hätte keine Ursache, seine Schuld zu bezweifeln, wüßte man nicht, wie verschwenderisch mit Verleumdungen siegreiche politische Parteien gegen die Besiegten sind. Auch muß man zugeben, daß er die Laster, die man sich gefiel ihm aufzubürden, mit gar vielen Männern jener Zeit gemein hatte, unter andern mit Antonius, dem Colleggen des Cicero, den dieser selbst später vertheidigte (Cicero war sogar Sachwalter des Catilina gewesen). Mit hoher Einsicht begabt und von seltener Thatkraft, konnte Catilina kaum auf etwas so Unsinntiges wie Mord und Brand ausgehn. Das hieße über Trümmer und Gräber herrschen wollen. Die Wahrheit wird besser aus dem Bilde hervortreten, das Cicero sieben Jahre später, nach Catilinas Tode entwarf, als der große Redner, zu einer ruhigeren Würdigung gelangt, den, welchen er früher so entstellt hatte, mit weniger düstern Farben malte. „Dieser Catilina, ihr habt ihn, den ich nicht vergessen können. besaß, wenn nicht die Wirklichkeit, wenigstens den Schein der größten Vorzüge. Seine Gesellschaft bestand aus einer Rotte verderbter Menschen; aber er that, als wenn er den achtungswerthesten Menschen ergeben sei. Wenn die Ausschweifung mächtigen Reiz für ihn hatte, so warf er sich doch mit nicht geringerem Eifer auf die Arbeit und die Geschäfte. Das Feuer der Leidenschaften verzehrte sein Herz, aber er fand auch Geschmack an den Anstrengungen des Krieges. Nein, ich glaube nicht, daß jemals ein Mann gelebt, der einen so unnatürlichen Verein von so verschiedenen, so entgegengesetzten und in fortwährendem Kampf begriffenen Leidenschaften und Anlagen gezeigt habe.“

Und später ergänzt der Biograph Cäsars dies sanfte Urtheil durch folgende Worte: „Daß Catilina, wie alle Anstifter von Revolutionen, sich mit Leuten verbunden habe, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, läßt sich nicht bestreiten; aber wie kann man glauben, daß die Mehrzahl seiner Mitschuldigen aus lasterhaften Verbrechern bestanden habe?“ — „Daß Catilina ein verderbter und grausamer Mensch von der Art des Marius und Sulla war, ist glaublich, daß er durch Gewaltthat zur Herrschaft gelangen wollte, ist gewiß; daß er aber für seine Sache so viele gewichtige Persönlichkeiten gewonnen, daß er sie begeistert, daß er die Völker Italiens so tief aufgereggt hätte, ohne eine große und hochherzige Idee zu verkündigen, das ist es, was man als unwahrscheinlich bezeichnen muß.“

„Er träumte eine revolutionäre Dictatur, den Untergang der oligarchischen Partei, und, wie Dio Cassius sagt, (!) durchgreifende Veränderung der Staatsverfassung und Aufstand der Bundesgenossen. Das Gelingen wäre dennoch ein Unglück gewesen, ein dauerhaftes Gut kann niemals aus unreinen Händen hervorgehn.“

Es wird schwer, ein unwilliges Erstaunen zu unterdrücken, wenn man diese Worte liest. Hat sie ein kleiner Engel geschrieben, der in seinem weißen Hemdchen noch in der Klipperschule des Himmels sitzt und niemals auf unsere

sündige Erde herabgeblickt hat? Oder sind sie aus der Feder eines wackern deutschen Kleinstädters geflossen, der mit vertrauensvollem Herzen die Gemüthlichkeit seiner Trinkgevatern auf die alten Römer überträgt, und den Cicero mit seinem wohlbeleibten Bürgermeister vergleicht, den Catilina aber mit dem unzufriedenen Führer der Stadtverordneten? Zuverlässig dachte Catilina nicht daran, „alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen“, zuverlässig wünschte er, daß für ihn und seine Gesellen noch ein gutes Theil des Bestehenden übrig bleibe, wer herrschen will, will nicht Fürst in einer menschenleeren Einöde sein. Wenn er genöthigt war, einige Quartiere des alten winkligen Roms anzustecken, so hegte er doch sicher den Plan, sie dereinst weit schöner wieder aufzubauen, auch dabei konnten seine Anhänger große Summen verdienen, und er selbst konnte auf die neuen Tempel und Hallen seinen Namen einmeißeln. Aber der Verfasser hält auch für zweifelhaft, daß sich Catilina in seiner Jugend an den Morden des Sulla betheiligte und mit übelberüchtigten Leuten Gemeinschaft gehabt, denn man weiß ja, wie übermäßig die Sieger den Besiegten verläumdten. Diese Art Zweifel macht dem Herzen des Verfassers alle Ehre, aber wer historische Zeugnisse so behandelt, der ist zu bedenklich, um überhaupt Geschichte zu schreiben. Denn die Nachricht, daß Catilina das Schlechte gethan hat, ist genau ebenso sicher als der Bericht, daß er überhaupt gelebt hat. Wenn der Verfasser die Hälfte bezweifelt, warum nicht das Ganze? Dann ist auch unsicher, daß Catilina überhaupt gelebt hat. Freilich behauptet der Verfasser im nächsten Satz wieder, daß Catilina die Laster, die man sich gestel ihm „aufzubürden“, zwar besaß, daß aber viele andere auch nicht besser waren. Das ist möglich. Wir haben von den Clodius, Curio, Milo und andern Anhängern des Cäsar und Pompejus eine sehr schlechte Meinung, sie gehörten zu dem großen Haufen der Verdorbenen, und Ruchlosen, und wenn Catilina sich begnügt hätte, wie sie zu rauben, Einzelnen bei Nacht aufzulauern und durch seine Fechterbanden die Kreuzwege und die Straßenecken unsicher zu machen, so würde der Geschichtschreiber keine große Ursache haben, ihn vor seines Gleichen auszuzeichnen und Catilina würde, da doch auch unter diesem vornehmen Gesindel eine gewisse Stufenreihe der Verworfenheit erkennbar ist, sich mit dem bescheidenen Ruhme begnügen müssen, unter schlechten Buben einer der schlechtesten zu sein. Was ihn auszeichnete, ist grade die Frechheit, welche gegen etwas zu freveln wagte, das höher steht, als das Leben jedes einzelnen Bürgers, gegen den Staat selbst. Er war nicht bloß ein gemeiner Kehlabschneider, sondern ein Schurke von höherer Potenz. „Das ist unmöglich,“ sagt der Verfasser, „wie konnte er für seine Sache so viele Persönlichkeiten gewinnen und begeistern, ohne eine große und hochherzige Idee zu verkünden.“ Bescheiden wagen wir die Antwort, daß in der Weltgeschichte solche Männer nicht unerhört sind, welche große und hochherzige Ideen verkünden, ohne selbst daran zu glauben. Es ist, wie uns dünkt, mehr

als einmal geschehn, daß hartgesottener Egoismus populäre Zeitideen im Munde geführt, dadurch die Menge getäuscht und auf einige Zeit Erfolge erreicht hat. Auch der Ideenärmste findet Phrasen, und keine Idee ist ruchloser gemißbraucht worden als die große Idee der Demokratie. Kein Zweifel, daß auch Catilina für die waghalsige Jugend, für die Veteranen und Provinzialen lockende Stichwörter hatte, welche einfache und vertrauenslustige Leute täuschen konnten. Der unerträgliche Hochmuth der regierenden Kaste sollte gebrochen werden, große Getreidespenden und Aecker sollten unter die Armen vertheilt werden. Veteranen des Marius zeigte er, den silbernen Legionsadler des alten Feldherrn, — er, der die Anhänger ihres Feldherrn getödtet und beraubt hatte, — den Leuten in der Provinz versprach er die drückende Herrschaft der Stadt Rom zu brechen. Wann hätte es je an solchen Ideen gefehlt! Aber nichts in seinem Leben berechtigt uns zu der Ansicht, daß er wirklich ein Politiker war, dem das Herz von einem großen politischen Gedanken gehoben wurde, der überzeugt war, daß sein Erfolg ein Glück für den Staat und für das Gedeihen desselben nothwendig sei. Die Erfolge seines Privatlebens hatte er im rohen Kampf gegen das bürgerliche Gesetz gesucht, in seinem politischen Leben war er ein Mörder unter den Adlern Sullas, dann Renegat und ein Verschwörer vor dem Adler des Marius, dessen Freunde er umgebracht, dessen Better er verstümmelt und geschlachtet hatte. Einem solchen Individuum zutrauen, daß es für eine große Idee lebe, ist allzu gutherzig. Auch das rückwärtsvoll temperirte Urtheil, welches Cicero in späteren Jahren über Catilina fallen läßt, hätte der Verfasser nicht für sich anführen sollen. In der That bestätigen diese Phrasen Ciceros nur, was wir auch sonst wissen, und selbst wenn sie etwas Anderes ausägen, Cicero war in der Politik weder consequent noch beherzt, er litt damals (698) schwer unter der Unpopularität, welche ihm die ungesetzliche Hinrichtung der Verschworenen zugezogen hatte, ihm war damals Angst vor Pompejus und Angst vor Cäsar und dessen Stadthanhängern, unter denen mancher alte Spießgeselle des Catilina sich gegen ihn rührte, das erklärt zur Genüge seine geschraubten Sätze. Wenn der Verfasser gar noch eine Bestätigung seiner Ansicht darin findet, daß auch Napoleon der Erste den Catilina nicht für ganz schlecht gehalten habe, so möchten wir nur ungern gegen ein solches Familiengefühl polemisiren, aber verhehlt soll doch nicht werden, daß die Urtheile Napoleons des Ersten über Cäsar und seine Zeit zuweilen scharfsinnig und geistvoll, häufig schief, immer flüchtig sind, wenig geeignet als Autorität angeführt zu werden.

Jedoch das Urtheil des Verfassers über Catilina ist es nicht, was in seiner Schilderung der Verschwörung am meisten befremdet. Noch unsicherer ist, was er über Cäsars Stellung in jener Katastrophe sagt.

Der Verlauf der Verschwörung und ihrer Entdeckung darf hier als bekannt

vorausgesetzt werden. In Wahrheit bestanden damals in Rom, wie häufig in ähnlichen Fällen, zwei Verschwörungen der Opposition ineinander. Eine große, welche durch die Führer der Volkspartei — damals Cäsar und Crassus — geleitet wurde, die zweite kleinere das Complot des Catilina. Beide gingen auf gewaltsamen Sturz der Senatsmajorität aus, beide standen in Verbindung, in beiden hatten die Leiter ihre besonderen Zwecke. Daß Cäsar und Crassus dem Complot des Catilina nicht fremd waren und vertrauten, wie die unsaubere Arbeit der wilden Gefellen ihnen den Weg zum Siege bahnen könne, ist für uns außer allem Zweifel. Niemand hat in neuester Zeit die Indicien für die Schuld Cäsars stärker hervorgehoben als Theodor Mommsen, und wir können unsere Jury, die deutschen Leser, auf seine Geschichte verweisen. Die Beweise sind unwiderleglich.

Auch die Führer der Volkspartei waren Verschwörer. Sie wollten auf gesetzlichem Wege, durch die Gesetzesvorschläge ihrer Tribunen, durch die Amtsgewalt befreundeter Consuln in den Besitz eines Heeres kommen. Mit diesem Heer wollten sie den offenen Kampf um die Herrschaft beginnen. Nicht gegen den Senat, sondern gegen eine dritte Macht, welche weit östlich in Asien die eigentliche Gewalt über den Staat besaß, gegen den siegreichen Feldherrn Pompejus und seine Legionen. Er, die Senatsmajorität und die Demokraten bildeten drei Parteien, von denen jede die andere mißtrauisch belauerte und die Stunde zum offenen Kampf erwartete.

Die Senatsmajorität, welcher der Consul Cicero dienstbar geworden war, stand in diesem Streit am schlechtesten; denn sie war auf die Defensiv beschränkt. Nur die Autorität besaß noch der Senat, auch diese sehr verkümmert, die wirkliche Gewalt über den römischen Staat besaß thatsächlich der Feldherr, welchem ein großes Heer zu Gebote stand. Jetzt war Pompejus dieser Glückliche, der erwartete König von Rom, in kurzem konnte es ein anderer sein; Cäsar und Crassus wagten das Aeußerste, sich in dieselbe bevorzugte Stellung zu versetzen.

Seit drei Jahren hatten sie vergebens intrigirt und mit Gewalt gedroht, um die Gegner einzuschüchtern, sie hatten weder Consuln ihrer Partei, noch die Ackergerese, welche ihnen das Recht zur Aushebung geben sollten, durchgesetzt. Jetzt stand die Beendigung der asiatischen Kriege und die Rückkehr des Pompejus bevor, sie waren ungeduldig und fürchteten alles. Da strengten sie unter dem Consul Cicero die äußersten Mittel an, um für Catilina das Consulat des nächsten Jahres zu sichern. Vergebens, der unpopuläre Mann erhielt nicht die Mehrzahl der Stimmen. Da faßte er den Plan loszubrechen, den Consul Cicero zu ermorden, den Senat zu sprengen. Daß Cäsar und Crassus davon unterrichtet waren, ist sicher, wie weit sie den Mörder und Brandstifter wollten gewähren lassen, wissen wir nicht. — Aber wenn auch der Senat mit seinen Consuln und den andern curulischen Aemtern thatsächlich nicht mehr im unbe-

strittenen Besitz der Herrschaft war, für Behandlung politischer Intriguen war die Senatspartei doch gut geschult und die Führer — die Consulare — wußten, ohne große Talente zu sein, doch gefährliche Situationen mit Takt und Routine anzufassen. Sie empfanden vor der ausbrechenden Verschwörung ihre Schwäche und die Meisten fühlten Furcht um Leben und Gut, sie thaten also, was in ihrer Lage das Klügste war, sie beschloßen sofort die Verschwörung des Catilina von den Intriguen der Volkspartei zu isoliren. Des Catilina und seiner Bande mochten sie Meister werden, eine Verfolgung des Cäsar, des Crassus und der gesammten Volkspartei bedrohte sie mit einer Gefahr, der sie sich nicht mehr gewachsen fühlten. Die Einsichtsvolleren durften sogar einen blutigen Sieg über die Volkspartei nicht wünschen, denn der Senat hätte nicht für sich, nur für den Pompejus, den auch er fürchtete, gesiegt, er hätte diesem den erwünschtesten und populärsten Vorwand gegeben, seine Legionen nach Rom zu führen und gegen den Tempel des Senats aufzustellen, der Senat selbst hätte das neue Königthum in Rom eingeführt. Daß diese sehr berechnete Rücksicht das Thun des Senates leitete, ist nicht zu verkennen. Es war zuverlässig nicht Cicero allein, der mit Advocatengewandtheit vermied, diejenigen zu Angeklagten zu machen, welche ihm den Erfolg seiner Proceßsache verderben konnten, es war offenbar eine Verabredung. Möglich sogar, daß uns unbekannt Privatverhandlungen mit Cäsar und Crassus und den Tribunen der Volkspartei vorausgegangen sind, nach denen die Demokraten den Catilina preiszugeben genöthigt waren. Wir haben keinen Grund, der durch Plutarch erhaltenen Nachricht aus einer verlorenen Rede Ciceros zu mißtrauen, daß Crassus dem Cicero einst bei Nacht eine Warnung vor den Anschlägen zugehn ließ. Und fast lächerlich war jene Scene in der Senatsitzung des leidenschaftlichen 4. December, als ein eingefangener Zeuge den Crassus unter den Verschworenen nannte. Sogleich erhob sich im Senat ein lautes Geschrei, welches die Namen, welche etwa noch zurück waren, abschnitt. „Der Zeuge müsse abgeführt werden, er verläumde angesehene Männer.“ Daß L. Tarracinius kein falscher Zeuge war, den Cicero gedungen hatte, wie Crassus später murkte, ist klar; nicht weil Cicero zu redlich, sondern weil er doch viel zu klug für solch elenden Kunstgriff war und nebenbei viel zu ängstlich bemüht, sich vor übler Nachrede zu schützen. Hatte er doch sogar verweigert, privatim die Briefe der Verschwörer, welche man den Allobrogen abgenommen, zu eröffnen, er ließ dieselben, um jeden Verdacht einer Fälschung zu entfernen, mit ihren Siegeln dem Senat vorlegen.

Catilina hatte die Stadt verlassen, er hatte sich die Beile der Consuln und die Victoren angemacht und organisirte zwei Legionen, denen Verzweifelte und Beutelustige zuströmten. Aber am Morgen des dritten December 691 wagte der Consul Cicero seinen großen Staatsreich, er verhaftete zu Rom die Häupter der Verschwörung. Sie wurden sogleich im Senat verhört

und am Ende der Sitzung einzelnen Senatsmitgliedern zu freiem Gewahrsam übergeben. Sowohl Cäsar als Crassus erhielten einen dieser Gefangenen zur Bewachung. Dieser Act des Vertrauens war zugleich eine herbe Demüthigung und eine gelegte Falle. Wenn sie die Verhafteten dem Senate bewahrten, verfeindeten sie sich mit der übrigen Rottte der Verschwörer, wenn sie die Gefangenen entlassen ließen, gaben sie ein Zeugniß gegen sich. Auch mochte der Consul Cicero in der Stille überzeugt sein, daß die beiden Häuser der Demokraten zugleich der sicherste Aufbewahrungsort waren, denn er fürchtete auch verzeifelte Wagnisse ihrer Genossen. Dies kleine Ereigniß war wohl die schlaueste politische Maßregel Ciceros und der Senatspartei. Es war ein Meisterstreich, ebenso böshaft als klug, man erwies den Gegnern das höchste Vertrauen, indem man sie am tiefsten demüthigte, und man setzte sie in eine Lage, aus welcher sie ohne Einbuße kaum herauskommen konnten.

Es ist charakteristisch, wie Cäsar und Crassus sich aus der gefährlichen Stellung, in welche sie durch den Sieg des Senates versetzt waren, heraushalfen. Crassus kam gar nicht in die Senatssitzung, worin den Verschworenen das Urtheil gesprochen wurde, Cäsar aber erschien und trat der Majorität mit einer heitern Größe gegenüber, der nur die Ehrlichkeit fehlte.

Der Volkspartei wurde möglich und nöthig gemacht, den Catilina und seine Gefellen aufzugeben, dessen Complot entdeckt und dem Zorn der Stadt anheimgefallen war. Aber die ängstliche Sorgfalt, welche Cicero und die Diplomaten des Senates anwendeten, den Namen Cäsars von der Anklage freizuhalten, genügte doch nicht, zu verbergen, daß Cäsar seit Jahren mit Catilina im engen politischen Einverständnis war, trotz den mehrjährigen Mordplänen desselben, und daß er noch vor wenigen Wochen die Versuche bewaffneter Banden begünstigt hatte, welche dem Verbrecher das Consulat schaffen sollten. Die ehrlichen Eiferer wie Cato und die jungen Männer aus den Kreisen der Capitalisten, in diesen Wochen Ciceros Leibgarde, sprachen und handelten nicht so vorsichtig wie ihr Consul; im Senat wurde dem Cäsar seine Mitschuld vorgeworfen; als er aus der Sitzung trat, war sein Leben in Gefahr, und Cicero mußte ihn schützen. Cäsar selbst aber suchte in den Tagen der Entscheidung sich aus dieser schwärzesten Periode seines politischen Lebens in charakteristischer Weise herauszuheben.

Der Verfasser der Lebensgeschichte irrt allerdings gröblich, wenn er die Rede Cäsars, welche Sallust mittheilt, für die wirklich gehaltene Rede Cäsars hält. Sie ist ein stilistisches Kunstwerk Sallusts wie hundert ähnliche Reden der griechischen und römischen Historiker. Wir müssen diesen Zusatz freier Erfindung bei allen Geschichtswerken des Alterthums in Kauf nehmen. Allerdings ist die historische Bedeutung dieser Stilübungen nicht bei jedem Geschichtschreiber dieselbe. Viele Reden des Livius haben genau den historischen Werth, welchen etwa

die Reden Heinrich des Vierten und Richard des Dritten in Shakespeares Tragödien beanspruchen, manche Rede in Thucydides ist wahrscheinlich ebenso zuverlässig, als der Zeitungsbericht, den ein guter Reporter über eine berühmte Kammerrede niederschreibt. Es ist möglich, daß Sallust seine Darstellung nach einer älteren Aufzeichnung gemacht hat, welche die Rede selbst oder doch ihren Inhalt fixirte. Es ist möglich, aber wir wissen es nicht, und es ist unerlaubt, seine Worte als von Cäsar gesprochen anzuführen.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an die Rede und das Verhalten Cäsars knüpft, sind lehrreich, obgleich in anderer Weise, als der Verfasser beabsichtigt. So aber spricht Napoleon der Dritte über Cäsar: „Man kann sich leicht davon überzeugen, daß Cäsar kein Verschwörer war; diese Anklage findet vielmehr in der Kleinmüthigkeit der Einen und dem Groll der Andern ihre Erklärung. Denn wer weiß es nicht, daß schwache Regierungen in Augenblicken der Entscheidung jede Theilnahme für die Angeklagten als Mitschuld ansehen und ihre Gegner mit Verläumdungen nicht schonen? Q. Catulus und C. Piso waren von einem so glühenden Haß gegen ihn beseelt, daß sie den Consul bestürmt hatten, auch ihn in die gegen die Mitschuldigen Catilinas gerichteten Verfolgungen hineinzuziehen. Cicero hatte widerstanden. Aber das Gerücht seiner Bethheiligung am Complot hatte sich darum nicht weniger verbreitet und war von der Menge der Misvergnügten mit Beiflissenheit aufgenommen worden. Cäsar gehörte nicht zu den Verschworenen; denn sonst hätte sein Einfluß genügt, ihre Freisprechung mit Triumph zu erwirken. Er hatte ein zu hohes Selbstgefühl und genoß zu große Achtung, um auf verstecktem Wege und mit verwerflichen Mitteln zur Gewalt gelangen zu wollen. So ehrgeizig ein Mann auch sei, er wird kein Verschwörer, wenn er sein Ziel mit gesetzlichen Mitteln erreichen kann. Cäsar war des Consulates sehr sicher, und niemals verrieth Ungeduld seinen Ehrgeiz. Ueberdies hatte er beständig einen ausgesprochenen Widerwillen gegen den Bürgerkrieg an den Tag gelegt; und wie würde er sich in eine gemeine Verschwörung mit verrufenen Leuten eingelassen haben, er, der es zurückwies, mit Lepidus, der damals an der Spitze eines Herres stand, gemeinschaftliche Sache zu machen? Hätte Cicero den Cäsar für schuldig gehalten, würde er gezögert haben ihn anzuklagen, während er sich nicht gescheut hatte, eine so gewichtige Persönlichkeit wie Licinius Crassus mit Hilfe eines falschen Zeugen zu verdächtigen? Wie hätte er wohl am Tage vor der Verurtheilung dem Cäsar die Bewachung eines der Verschworenen anvertraut? Würde er ihn später gerechtfertigt haben, als die Beschuldigung erneuert ward? Wenn endlich, wie wir später von Plutarch hören werden, Cäsar lieber der Erste in einem Dorfe der Alpen, als der zweite in Rom sein wollte, wie hätte er sich dazu verstanden, der zweite neben Catilina zu sein?“

Was soll man zu solcher seichten und phrasenhaften Aburtheilung sagen?

Wer uns den Gaius Julius schildern wollte, den milden Mann mit demant-
hartem Sinn, den erlauchten Demokraten, der als Verschwörer anfang und als
Reformator endete, der höchst populär war, als er ruchlos gegen die Staats-
ordnung intriguirte, und höchst unpopulär, als er den zerrütteten Staat zu
neuem Leben umschuf, wer eine so schwer verständliche Gestalt aus fremdem
Volksthum uns Modernen deutlich zu machen wagte, der müßte doch vor allem
den Menschen Cäsar so schildern, wie er im Verlauf seines Lebens allmählig
wurde. Er würde ohne Zweifel die schwere Aufgabe so beginnen, daß er zuerst
einzelne deutliche Züge seines Charakters als Grundlinien des Bildes feststellte
und entweder bescheiden fremder Einsicht überließe, die unfertigen Umrisse zu
vervollständigen, oder aus der Summe der Anschauungen und Vorstellungen, die
ihm das eigene Leben gewährt, die ergänzenden Striche schöpferisch dazufügte.

Cäsar brachte die Tugenden und den hohen Sinn eines Fürsten in seine
politische Laufbahn. Er war ein vornehmer Mann, ein klarer und sicher auf
sich selbst ruhender Geist, ein treuer und hingebender Freund, heiter, mittheilend,
nachsichtig gegen fremde Fehler, freudig zu geben, ein mildes Gemüth, dem
gutes Einvernehmen mit Allen, die ihm persönlich nahe traten, Bedürfniß war.
Er war weich und gefühlvoll, wo er liebte, dankbar für jedes Zeichen der
Hingabe und persönlichen Zuneigung. Familienbande, gute Kameradschaft und
menschliches Wohlwollen bestimmten sein Handeln zuweilen mehr, als für seine
Erfolge und seinen Ruf vortheilhaft war. War ihm jemand lieb, dem verzieh
er auch Unverzeihliches, fühlte er sich verpflichtet, so opferte er mehr von seinem
Vortheil, als ein Politiker opfern darf.

Aber derselbe Mann trat in die Politik zu einer Zeit, wo der Staat be-
reits eine Beute wilder und grausamer Heerführer geworden war, wo die maß-
lofeste Selbstsucht der Regierenden das Amt als Handhabe gebrauchte, die
schlechtesten Leidenschaften zu befriedigen, wo auch die Gesetzgebung nur als
Waffe benutzt wurde, die Gegner zu verderben, selbst zur Herrschaft durchzu-
dringen. Der junge Cäsar intriguirte, bestach und verschwor sich, wie die
Andern, er ergriff eine Partei und schmeichelte dem Volk, wie die Andern, um
sich herauszuheben, seine Feinde zu verderben. Ja er unterschied sich von den
Andern in dieser Zeit für unser Urtheil nur dadurch, daß er verschwenderischer
Geld austreute, feiner und vornehmer seine selbstsüchtigen Pläne verfolgte und
niedriger und kleiner Leidenschaft keine Herrschaft über sich einräumte. Wenn
er durch unerhörten Glanz seiner Spiele und durch die massenhaften Bestechungen,
welche er an feile Waghälse aufwendete, seine Vermögensverhältnisse völlig
ruinirte, so wußte auch er, daß er durch Raub und Erpressung in den Provinzen
sich den Schaden wieder ersetzen konnte. Und er hat seinerzeit aus Spanien
und Gallien reichlich genommen, was er brauchte. Er war ein waghalsiger
Spieler um die Macht, seine Einsätze größer, sein Anstand unvergleichlich besser,

Scharfsinn und Klugheit unvergleichlich größer, aber er war doch im Grunde nur ein verwegener Spieler und ein vornehmer Abenteurer. Doch merkwürdig, mit den Erfolgen adelten sich seine Ideen über den Staat, reinigte sich seine Methode zu kämpfen, verstärkte sich ihm das Gefühl seiner Verpflichtung für das Ganze. Der Keim zu einem großen Mann, den ihm eine gnadenvolle Gottheit in die Seele gelegt, trieb reichlich Blatt und Blüthe. Auch ihm wurden, wie jedem emporwachsenden Eroberer, die einzelnen Menschen weniger werth, der Staat aber etwas Höheres. Er hatte zuerst sich und seine Anhänger groß machen wollen; als er zur Größe gekommen war, wurde die Größe des Staates sein Ehrgeiz, an die Stelle seiner Anhänger trat das ganze römische Volk.

Die Parteiideen seiner Jugend wandelten sich allmählig. Es ist uns in einigen Fällen möglich, diese Wandlungen zu verfolgen, welche aus revolutionären Plänen große Reformen machten. Er wurde der Restaurator Roms, der Wohlthäter des ganzen Orbis terrarum.

Dies ist die Wandlung seines Lebens. Wie sich im Einzelnen aus seiner Art zu sein diese innere Erhebung vollzog, das zu zeigen wäre die Aufgabe eines guten Biographen.

Auch wie ihn die Nemesis traf. Selbstwillig, auf ungebahntem Pfade, durch Zerstörung des Abgelebten hatte er das Römervolk und mit ihm die Civilisation des Alterthums gerettet, doch dem Menschengeschlecht ist der Dank bis heut sehr schwer geworden. Der Weg, auf dem er emporstieg, um seine höchste geschichtliche Berechtigung zu erweisen, war blutig und bezeichnet durch schwere Thaten. Solcher Gestalt sich herzlich zuneigen, wie glänzend sie aus dunkler Umgebung strahle, wird auch spätem Jahrhunderten nicht leicht. Wir vermögen wohl zu erweisen, wie einzig, erhaben und gewaltig sein Dasein war und wie segensreich und nothwendig für Alle. Aber wir müssen es immer wieder uns und Andern erweisen, unsere weiche Empfindung sträubt sich, seine Größe bleibt uns fremdartig, und bei dem Strahle, der aus seinem Geiste bis zu unserer Zeit herabfällt, friert uns das Herz.

Hätte der Verfasser verstanden, auf solcher Grundlage die schwer verständliche Natur Cäsars in ihrer allmählichen Erhebung zu zeigen, er würde dem Leser doch etwas von der Bewunderung mitgetheilt haben, welche er selbst seinem Heroen so reichlich zutheilt. Dazu aber war sein eigenes Verständniß des großen Mannes nicht sicher genug.

Denn zuletzt, um alles zu sagen, nicht seine Auffassung Cäsars, nicht irgendeine andere Einzelheit des Werkes setzt so sehr in Erstaunen, als das Unbedeutende seines Urtheils. Also so ist der Gebieter der Franzosen! Nun, wäre er auf dem Throne geboren, wie andere Herren, auch dies Buch wäre immer noch alles Mögliche. Aber er hat uns Menschen vom Mittelschlag so oft in Versuchung gesetzt, ihn mit demselben Maßstabe zu messen, womit

wir unsere Freunde und Gegner messen, ihm wird dies Buch schädlich, es verändert unsere Ansicht von ihm selbst. Hat er an seine Ideen geglaubt, er ist nicht mehr gläubig; hat er klugen Geist in praktischen Dingen bewährt, den Geist, der geschichtliches Thun begreift, vermessen wir in ihm; er will auf uns wirken und uns, täuschen, er möchte uns mit Redensarten fangen, er ist nicht ehrlich gegen uns, oder er birgt im letzten Grunde seiner Seele selbst nichts Anderes mehr als Phrasen. Wir sind stets Gegner seines Cäsarismus gewesen, und wir könnten zufrieden sein, daß er etwas gethan, was ihn so sehr ohne Drapirung und in der Blöße zeigt. Er war ein Gegner, zuweilen ein gefährlicher Feind der „Ideen“, für welche wir leben; was er sich hier bereitet, ist eine Niederlage, so tief, so völlig, wie wir nie für möglich gehalten hätten; es ist zunächst nur eine geheime Niederlage, vor wenigen Menschen, zunächst eigentlich nur vor uns ehrlichen Deutschen, deren Meinung die Weltgeschichte nur sehr allmählig beeinflusst. Er ist unser Gegner, und es ist eine Niederlage, und wir hätten keinen Grund zur Trauer.

Aber wir sind nicht Römer und nicht Romanen. Wir vermögen schwerlich, wie Cäsar, die Seeräuber an das Kreuz zu schlagen, mit denen wir längere Zeit gesellig verkehrt und auf die wir etwas von unserem eigenen Gemüth verwendet haben. Und wenn wir uns mit einem Zeitgenossen Jahre lang eifrig beschäftigt haben, zornig, verwundert, nicht ohne Achtung, so thut uns leid, wenn er uns veranlaßt, die Achseln zu zucken. Denn hier hätten wir ihm lieber Erfolg gegönnt als auf anderem Gebiet.

Und deshalb, wenn man das Buch aus der Hand legt, ist das Herz nicht leicht, man ist unzufrieden mit sich, daß man mehr erwartet, und mit dem Verfasser, als hätte er ein menschliches Vertrauen getäuscht, und es tönt leise aus einem Winkel unserer Seele. Schade! ♀

Natur- und Reisebilder aus Süd-Amerika.

Von Franz Engel.

1.

Nahe bei dem Pueblo la Cruz, südlich von Ocaña, der ehemaligen Hauptstadt des Staates Santander in den vereinigten Staaten von Nueva-Granada, entspringen unter dem 7°10' n. Br. auf der granadinischen Andeskette, die sich